
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1901. * № 15.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vater Rauscher, der in einem etwas bierseligen Zustande sich befand, ging voraus, rechts von ihm die Mutter, links der Sohn. Beide hatten vollauf zu thun, das deutschgesinnte Haupt der Familie zu verhindern, daß es mit dröhnendem Baß die „Wacht am Rhein" anstimmte. Karl war ja auch deutschnational, und Frau Rauscher fand das Lied sehr schön, aber es in die Menschenmenge hineinzuschreien, die jetzt nach dem Praterstern zurückströmte, um sich von Omnibus und Pferdebahn nach allen Teilen der großen Stadt heimbefördern zu lassen, fanden sie äußerst unrätlich. Es gab gewiß genug Andersgesinnte rechts und links, die mit den Sängern des deutschen Kampfliedes sofort angebunden hätten. Da konnte dann die Familie die Nacht unter Umständen auf dem Polizeikommissariat verbringen, statt zu Hause in ihren behaglichen Betten.

Franz war mit dem liebreizenden Geschöpf an seinem Arme mitten in dem brausenden Menschenstrome wie allein. Und es war ein wonniges Alleinsein. Wenn sie im strahlenden Lichte der elektrischen Sonnen dahinschritten, berauschte er sich im Anblick ihres holden, hingebungsvoll zu ihm emporgewandten Gesichtes und an den süßen Worten, die sie ihm gab, und wenn sie in den tiefen Schatten der mächtigen, schon dicht belaubten Kastanien traten, schmiegte sie sich eng an seine Seite. Oder sie hob sich gar auf die Fußspitzen und küßte ihn, heiß, mit aufgeregt zuckendem Munde.

„Everl . . ." stammelte der von seinem Glücke wie betäubte Mann, „Everl . . . wenn's nur schon Juli wär' statt Mai, wenn wir heim gingen, heim zu uns."

Sie lachte leise auf. „Du Tschaperl!" antwortete sie in einem Tone, in dem durch alle Zärtlichkeit etwas Rätselhaftes klang; „wenn's am ersten Mai schön ist, soll man den ersten Mai genießen und sich keinen Juli wünschen. Das is undankbar. Und dumm auch. Denn wer weiß, was der Juli bringt."

„Ich weiß, was er mir bringt!" antwortete Franz wie jauchzend und drückte ihren Arm fester an sich. „Dich bringt er mir, dich ganz und gar. Als mein liebes, gutes, süßes, herziges Frauerl!"

„Kennst du die G'schicht' von dem Juden, der's übernommen hat, den Elefanten des Sultans reden zu lehren? Mensch! haben die andern Juden zu ihm gesagt, wenn das Jahr um is, und der Elefant kann nix reden, so läßt dich der Sultan rädern. Puh, antwortet er, in ein' Jahr! Was kann da nicht alles g'schehn? Ich kann sterben, der Sultan kann sterben und auch der Elefant kann sterben. Wenigstens hab' ich dann fein g'lebt derweil."

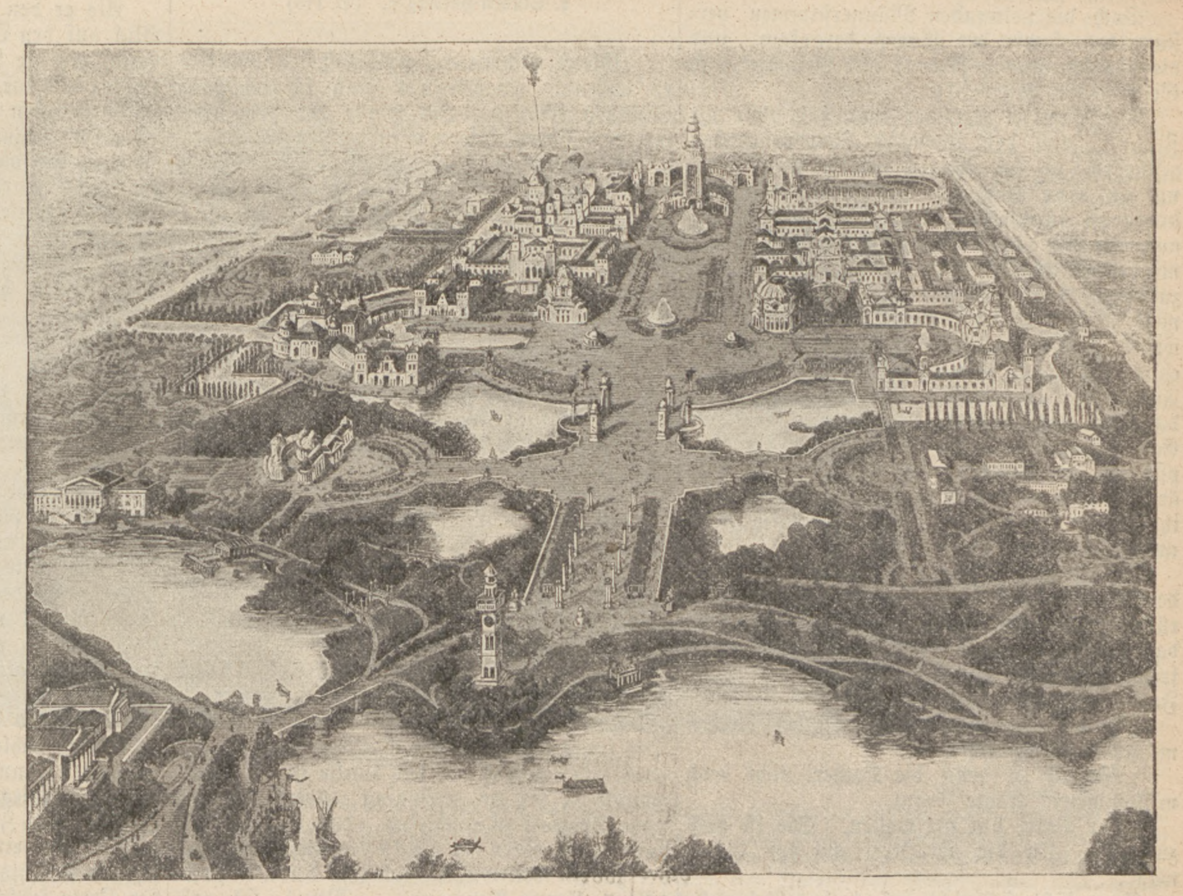
Das war offenbar nur Scherz, aber Franz wurde unheimlich zu Mut. Er wußte nicht recht, warum.

„Aber Everl!"

„Ja, ja, mein lieber Franz . . . heute ist heut. Wenn die Gegenwart schön ist, nicht nach der Zukunft ausgucken! Wer weiß, was die bringt."

Das Unbehagen des jungen Mannes wuchs zu einer lähmenden Angst. „Aber Everl . . . was, was soll denn uns die Zukunft Böses bringen? Ich bitt' dich um Gottes willen . . . du red'st so komisch . . . was hast du vor mit diesen ganz unheimlichen Andeutungen?"

Sie waren wieder im Schatten eines mäch-



Die Panamerikanische Ausstellung 1901 in Buffalo. (S. 115)

tigen Baumes. Eva erhob sich auf die Fußspitzen und küßte Franz auf die Wange.

„Angst hab' ich dir einjagen wollen, du Tschaperl!" flüsterte sie ihm lachend zu, und er atmete tief auf, als sei ihm ein Mühlstein von der Brust gefallen.

Sie waren mittlerweile auf den Praterstern hinausgekommen, und die Zeit des Kosens und Scherzens war vorläufig zu Ende. Die Familie mußte sich eng bei einander halten, um in dem Gedränge, das um die Pferdebahnwagen herum wogte, nicht getrennt zu werden. Franz und Karl schlugen vor, es zu machen wie andere kluge Leute, den von der Stadt herankommenden Wagen ein gehöriges Stück entgegenzugehen, aufzuspringen, mit zurückzufahren und dann sitzen zu bleiben. Auf diese Weise könne man vielleicht wenigstens für die beiden Damen Sitzplätze ergattern.

Vater Rauscher aber wollte davon nichts wissen. „Das giebt's nöt!" polterte er. „Wie kumm' denn ich dazu, wenn ich vom Praterstern z'Haus fahren will, erst bis zu der Aspernbrücken z' rennen, beim Aufspringen ein' Beinbruch z' riskier'n und dann erst wieder bis zum Praterstern z'rückz'radeln? So blöd! Soll'n der Gemeinderat und der Stadtrat und die Statthalterei Ordnung machen. Eine Schand' und ein Spott ist's, so ein Verkehrswesen in einer Großstadt, in der Kaiserstadt Wien."

Die Frau zupfte ihn ängstlich am Aermel. „Aber Mann . . . schrei doch nit so . . . die Leut' schauen sich ja schon um."

„Wär' no' schöner!" brauste der Mann auf. „Nit einmal 's Maul dürf' man aufmachen? Steuer muß man zahlen, daß man schwarz wird, für sein Geld kann man nit einmal ein Platzl auf der Pferdebahn kriegen, weil die Herren Aktionäre auf Dividende wirtschaften und 's Publikum am liebsten in Heringsfasseln einpacken thäten, und nix reden auch noch?"

Die Umstehenden sahen sich um und lachten. Einige machten sich den Spaß, den aufgeregten alten Herrn durch zustimmende Aeußerungen noch mehr zu reizen.

Doch die polternden Männerstimmen verstummten, sowie der Wagen herankam, und die Menschenmenge stürmte mit Gelächter und Geschrei die Trittbretter.

Die Familie Rauscher war fast ohne ihr Zuthun, von den stürmisch Nachdrängenden geschoben, in den Wagen gelangt und stand nun auf der rückwärtigen Plattform, „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge". Standen doch auf dem für acht Personen abgepaßten Raum mindestens achtundzwanzig. Man war's aber zufrieden, weil man nur überhaupt mitgekommen war. Später, wenn Leute ausstiegen, wurde es schon wieder besser. Jetzt mußte man eben verträglich sein und sich schmal machen. Franz war so glücklich gewesen, Eva in die durch die vorspringende Wagenwand gebildete Ecke drängen und sich selbst neben ihr aufpflanzen zu können. So war sie vor den ärgsten Stößen des Gedränges gesichert. Vor ihr stand die Mutter, sie waren also ganz unter sich.

„Schön war's!" sagte Frau Rauscher, nachdem sie sich durch einen spähenden Blick nach rückwärts zu ihrer Beruhigung überzeugt hatte, daß ihr Alter unter der Obhut des Sohnes friedlich dastand. „Schade, daß die arme Fanny nit mit war."

„Ja — eines hat doch beim Katherl bleiben müssen," antwortete Eva.

„Warum ist denn die Katherl nicht auch mitkommen?" fragte Franz.

„Der Vater hat nit wollen. Sie ist noch zu klein. Un die Druckerei auf der Tramway . . ."

Eva mischte sich nicht mehr in das Gespräch, das ihre Mutter und Franz miteinander führten. Sie stand mit großen, weitgeöffneten Augen und sann verträumt vor sich hin. Manchmal ging ein Zucken um ihren blühenden Mund, wie ein seltsames Lächeln.

Franz begleitete die Familie bis an das Hausthor. Rauschers wohnten zwar auf dem äußersten Alsergrunde, hart an dem Linienwall, der die Vorstadt von dem Vororte Hernals scheidet, und er selbst ein ziemliches Stück stadtwärts. Dazu mußte er morgen um sechs Uhr früh auf dem Amte sein. Aber er wollte bis zum letzten Augenblick mit Eva zusammen sein. Auch freute er sich auf den einsamen Rückweg mit seiner nachgenießenden Träumerei. Er empfahl sich rasch von den übrigen und trat dann zu seiner Braut, mit der er leise redete, während die Familie wartete, daß der durch die Thorglocke geweckte „Hausmeister" das Thor öffne.

„Kommst du morgen?" fragte das Mädchen.

„Morgen nur auf einen Sprung, nachmittags. Ich hab' Frühdienst und dann von sieben Uhr an Nachttour. Aber übermorgen. Da hab' ich nach dem Nachtdienst den ganzen Tag frei."

Eva schwieg einen Augenblick. Dann fragte sie: „Kommst du da vor- oder nachmittags?"



Freiherr Karl Ferdinand v. Stumm-Halberg †. (S. 115)

„Gleich nachmittags natürlich," antwortete er lachend. „Vormittags muß ich ein paar Stunden schlafen. Ich werde dir doch nicht mit dem übernächtigen G'sicht unter die Augen gehen. Könntest ja ein Grausen kriegen und mich stehen lassen."

„Hältst du das für möglich?" fragte Eva neugierig.

Neumeier antwortete in neckendem Tone: „Bei euch Weibern — —! Aber ich hör' den Hausmeister schon mit dem Schlüssel am Schloß rasseln. Mein Gute-Nacht-Bussel krieg' ich doch, Everl?"

Das Mädchen reichte ihm die Wange. Dann öffnete sich knarrend das Thor, und der verschlafene Pförtner wurde in seinem etwas lächerlichen Anzuge sichtbar. Er hatte über die Nachtkleidung nur eilig einen dunklen Rock gezogen, und das rötliche Licht der Laterne ließ das schimmernde Weiß seiner Beinhüllen aufleuchten.

„Gute Nacht noch einmal, Vater! — Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Karl! — Schlaf gut, Everl!"

„Gute Nacht! — Gute Nacht! — Auf Wiederschau'n!"

Das Thor schloß sich knarrend wieder. Der junge Mann starrte eine kleine Weile mit leuchtenden Augen auf das dunkle Holz. Dann wandte er sich um und ging, übermütig mit dem Spazierstock fuchtelnd, davon. Gab es denn noch einen so glücklichen Menschen auf der ganzen weiten Welt, wie ihn, den k. k. Postoffizial Franz Neumeier? — Nein! Es gab keinen — konnte keinen geben. Er war freilich ein armer Teufel, und sein Gehalt nicht gar zu groß, aber was er brauchte für die Everl und für sich, das hatte er. Und er hatte die Everl! Ein solches liebes, schönes Prachtmädel! War sie nicht schöner in ihrem einfachen Kleidchen als alle die vornehmen, schmuckbehängten Damen, die er heute gesehen hatte? Gewiß war sie schöner. Nicht nur für ihn, auch in den Augen anderer. Was hatten ihr heute die Herren für bewundernde Blicke zugeworfen. Noble Herren! Leute, die mit ihren eleganten Kleidern, mit Ringen und Schlipsnadeln und Uhrketten einen armen Beamten schön in den Schatten stellen konnten; Leute, die gewiß auch ein feineres Benehmen hatten, mehr wußten, zierlicher zu reden verstanden als so ein armer Postbeamter, der sich nie in feinen Kreisen bewegt hat und auch nie dazu kommen wird. Aber sie hatte keinen auch nur angesehen, denn sie liebte ihn, ihn, den armen, wenig glänzenden Franz. Und als hätte sie in seinem Herzen die geheime Angst gesehen, die ihn nie verließ, die Angst, er könne sie verlieren, ein anderer, ihrer Würdigerer, könne sie ihm wegnehmen, war sie heute, gerade heute so liebevoll, so innig, so zärtlich zu ihm gewesen wie kaum je zuvor.

Von der Seite her wehte es den Sinnenden kühl an. Er blickte auf und sah sich an der kleinen Kapelle, die, in ein großes, altersgraues Haus der Alsenstraße hineingebaut, nur durch ein zierliches Eisengitter von der Straße getrennt ist. Drinnen lag tiefe, rabenschwarze Nacht. Nur aus dem Hintergrunde schimmerte, wie ein tröstlicher Stern, das rote ewige Licht und strahlte ein Stückchen Goldrahmen von dem Bilde der Gottesmutter an, unter dem es brannte.

Dem jungen Manne wurde es ganz andächtig zu Mut. Er trat nahe an das Gitter heran, zog den Hut und that ein kurzes Stoßgebet.

„Lieber Gott im Himmel droben — laß mich nicht übermütig werden vor so viel Glück. Amen."

Als er den Hut wieder aufsetzte, fiel sein Blick auf den Opferstock, der hinter dem Gitter stand, für die spendende Hand durch die Stäbe leicht erreichbar. An dem Blechkasten stand in großen weißen Buchstaben, die selbst in dem schwachen Dämmerschein, den die Straßenlaternen auf die Inschrift fallen ließen, ganz gut lesbar waren: „Für das Spital für unheilbare Kranke."

In einer Art Polykratesstimmung zog Franz die Börse und nahm einen blanken Silbergulden heraus. „Im Glück soll man opfern."

Die Münze fiel mit hohlem Schall in die Tiefe des Behälters. Neumeier mußte lächeln. Hatte das nicht so gellungen, als wundere sich der Gotteskasten über die so seltsam reiche Gabe? Dann aber nahm der Träumer sich zusammen.

„Ich werde noch ganz und gar verrückt!" schalt er sich selbst aus. „Jetzt nach Haus und marsch ins Bett! Morgen ist auch noch ein Tag und zwar ein anstrengender."

Er legte den Rest des Weges fast im Laufschritt zurück und war kaum ins Bett gekrochen, als er auch schon äußerst lebhaft träumte. Natürlich von Eva.

— — — — — — — — —

Eva stand indessen in dem bescheiden eingerichteten Schlafzimmerchen, das sie mit ihrer Schwester Fanny und der kleinen Kathi teilte, vor dem Spiegel und flocht ihr starkes langes Haar in zwei Zöpfe für die Nacht. Mit prüfenden Blicken betrachtete sie dabei das Bild ihres schönen Gesichts, das, von dem rötlichen Schein der Kerze seltsam angestrahlt, über der däm-

merigen Tiefe des Spiegels schwebte. Mit kritischen Blicken prüfte sie Stirne und Augen, Nase, Mund und Kinn, den weißen, wohlgeformten Hals und die vollen, runden Schultern. Sie schien dabei eigenartigen, wild bewegten Gedanken nachzuhängen, denn der Ausdruck ihres Gesichtes wechselte immerzu. Bald lag Trotz darin, bald wilder Triumph, bald nachdenkliches Zögern und dann wieder ein harter Zugunbeugsamen, entschlossenen Wollens. Dazu atmete sie rasch und tief.

Sie hatte dieses Wesen eine Weile still für sich getrieben, als sie von Fanny plötzlich angerufen wurde: „Everl!"

Eva sah im Spiegel, wie sich die Schwester im Bette aufsetzte und zu ihr herübersah. Gleichmütig an ihrem Zopfe weiterflechtend, antwortete sie: „Was denn?"

„Du bist so kurios heut', Everl. Was hast du denn?"

Eva sah einen Herzschlag lang ihr Spiegelbild an, als wolle sie sich Rats erholen von ihm. Soll ich zu ihr reden? Sie versteht mich ja doch nicht. Aber muß sie mich denn verstehen? Vielleicht schlafe ich besser, wenn ich mich ausgesprochen habe.

Und sie begann langsam, wie zu sich selbst zu reden: „Ich hab' nix. Ich denk' nur an die Leut', die da im Prater spazieren g'fahren sind."

Hinter ihr antwortete ein Seufzer. „Schöne Leut', gelt, Everl? Und schön an'zogen. Ich wär' so gern mit'gangen und hätt' auch was g'sehn."

„Wünsch dir das nit, Fanny."

„Ja — warum denn nit? Hast du dich vielleicht nit unterhalten?"

Das Mädchen vor dem Spiegel warf den fertiggeflochtenen Zopf auf den Rücken und wandte sich hastig um. „Unterhalten? Eine schöne Unterhaltung das, wenn man dastehn muß und zuschaun, wie die anderen in schönen Wagen fahren und seidene Kleider anhaben und Schmuck und alles, und man hat selber staubige Stieferln vom Laufen und ein billiges Kleid und ein' aufgarnierten Hut vom vorigen Jahr."

„Aber Eva!" sagte Fanny im Tone eines unsäglichen Erstaunens. „Wie kann sich denn unsereins mit die Herrschaften vergleichen?" Etwas wie moralische Entrüstung klang aus dieser Frage.

„So?" fragte Eva ironisch zurück. „Na, ich kann dir sagen, liebe Fanny, daß ich sehr viel Damen fahren g'sehn hab', die viel weniger herrschaftlich ausg'schaut haben als ich, trotz Seide und Sammet und Brillanten. Ich hab' mich grad jetzt im Spiegel ordentlich ang'schaut. Was glaubst d', Fanny, thät' ich mich schlecht ausnehmen in einer Equipage, mit einer Seidenroben an und ein'm diamantenen Armband?"

Sie pflanzte sich in herausfordernder Haltung vor dem Bette der Schwester auf. Diese sah sie bewundernd an und sagte dann in beschwichtigendem Tone: „G'wiß nit, Everl, g'wiß nit. Aber was willst machen? Du hast es einmal nit, den Wagen und das Seidenkleid und die Diamanten. Das is halt schon so auf der Welt."

(Fortsetzung folgt.)



Der Hafen von Shanghai.



Eingangsthor zur Eingeborenenstadt in Shanghai.

Illustrierte Rundschau.

Am 1. Mai 1901 wird die **Panamerikanische Ausstellung zu Buffalo** im Staate New York eröffnet werden. Sie stellt eine Erdteilausstellung dar, welche die riesenhaften Fortschritte des ganzen Kontinents veranschaulichen und sämtliche Gebiete der menschlichen Thätigkeit umfassen soll. Außer den Vereinigten Staaten selbst werden die neuen Erwerbungen und etwa zwanzig süd- und mittelamerikanische Staaten ihre Boden- und Erwerbserzeugnisse vorführen. Der Umfang übertrifft noch jenen der Chicagoer Ausstellung von 1893; zu den sehr beträchtlichen Kosten haben die Bundesregierung und der Staat New York beigesteuert. — Auf seinem Schlosse Halberg ist **Frhr. Karl Ferdinand v. Stumm-Halberg** von langen schweren Leiden durch den Tod erlöst worden. Am 30. März 1836 zu Saarbrücken geboren, studierte er in Bonn und Berlin und trat 1858 an die Spitze des Eisenwerkes der Firma Gebrüder Stumm in Neunkirchen, das er zu bedeutender Entwickelung gebracht hat. 1867 bis 1870 war Stumm Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1882 wurde er ins Herrenhaus berufen. Dem Reichstage gehörte er 1867 bis 1881 und dann wieder seit 1889 an. Er war Mitbegründer der deutschen Reichspartei (der Freikonservativen) und gehörte ihrem Vorstande an. 1888 erhielt er den Freiherrntitel. — Zwei interessante Ansichten aus dem Reiche der Mitte führen wir unseren Lesern vor Augen. Das obere Bild läßt uns einen Blick in den **Hafen von Shanghai** werfen, während das nebenstehende das eigenartige bunte Leben und Treiben am **Eingangsthor zur Eingeborenenstadt in Shanghai** zur Darstellung bringt. Die dortige Eingeborenen- oder Chinesenstadt liegt südlich von der europäischen Stadt am Wusungfluß; sie besteht meist aus einstöckigen Holz- und Ziegelgebäuden in engen und schmutzigen Gassen und umschließt noch große Stücke Ackerland.

Der Hohe Göll bei Berchtesgaden.

(Mit Bild auf Seite 116.)

Das schöne Berchtesgaden liegt in einem tiefen Thalkessel, umgeben von den Felsenwällen des Untersberges, des Lattengebirges und der Reitalm, des Hochkalters, Watzmanns und des Hohen Göll. Unser Bild auf S. 116 (nach einem Gemälde von F. Feldhütter) giebt eine schöne Ansicht des Hohen Göll (2497 Meter), etwa eine Stunde vor Berchtesgaden. Für geübte Bergsteiger bietet der Hohe Göll heutzutage keine

Schwierigkeiten mehr. Der Aufstieg von Berchtesgaden ist in sieben bis acht Stunden zu machen. Man gelangt über Vordereck (970 Meter) auf dem Oberen Salzberg nach dreistündiger Wanderung zur Eckeralpe (1421 Meter) und von dort auf neuem Wege der Alpenvereinssektion Salzburg zum Purtschellerhaus (1771 Meter) am Eckerfirst, wo man übernachten kann. Von dort geht es auf neu hergestelltem Felssteig über die Gölleiten zum Gipfelplateau, wo sich nun eine großartige Rundschau den entzückten Blicken darbietet.

Ein toller Tag des Kaisers Wenzel.

(Mit Bild auf Seite 117.)

Karls IV. ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Wenzel (1378—1400), war ein starrköpfiger Tyrann, den die Laster der Völlerei mehr und mehr in wahnwitzige Anfälle von Grausamkeit und in blutgierige Launen versetzten. Je älter, je häufiger hatte er solche „tollen Tage", und dann feierte er sie durch die abscheulichsten Unthaten. Unser Bild auf S. 117 giebt nach einem wirkungsvollen Gemälde von F. Röber einen Vorfall wieder, wie er sich abspielte, als Wenzel in solcher Stimmung einmal durch seine böhmische Hauptstadt ritt. Im Mittelgrunde hält der trunkene Tyrann. Der Henker, von dem er sich meist begleiten ließ, und einer seiner wilden Bluthunde sind hinter ihm. Zur Linken ist eine hocherregte Volksgruppe. Der Kaiser hat einen angesehenen Bürgersmann, der friedlich mit seiner Familie unter dem Vorbau seines Hauses saß, herbeischleppen lassen und ihn ohne weiteres zum Tode verurteilt. Vergebens fleht der Arme um Gnade, vergeblich fallen die Kinder des Unglücklichen den Schergen in die Arme. Schon ist der Henker im Begriff, sein Schwert zu ziehen, und das Haupt des vielleicht gänzlich Unschuldigen wird im nächsten Augenblicke fallen.

Der Wahrheitsfreund.

Novellette von Reinhold Ortmann.

1. (Nachdruck verboten.)

In denkbar schlechtester Laune ging der Rentier Robert Eversbach in seinem sogenannten Arbeitszimmer auf und nieder. Er war nach einer sehr lebhaften Unterhaltung mit seinem Töchterchen Melitta vom Frühstückstisch aufgesprungen, hatte wütend die Thür hinter sich zugeschlagen und rannte nun zwischen den vier



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Der Hohe Göll bei Berchtesgaden. Nach einem Gemälde von F. Feldhütter. (S. 115)

Wänden umher wie ein eben erst eingefangener Löwe. Im übrigen freilich hatte Robert Eversbach herzlich wenig Aehnlichkeit mit dem majestätischen König der Wüste. Er war von kaum mittelgroßer, wohlbeleibter Gestalt, hatte einen mächtigen, beinahe haarlosen Schädel und ein rundes rotes Gesicht mit einer plattgedrückten Stumpfnase.

War somit seine äußere Erscheinung nicht gerade von überwältigender Schönheit, so galt er doch bei der guten Gesellschaft von F. für eine sehr interessante Persönlichkeit, der man niemals anders als mit der größten Hochachtung begegnete. Als der Sohn eines armen Schuhmachermeisters war er vor beiläufig einundfünfzig Jahren in dieser Stadt zur Welt gekommen, und als sechzehnjähriger Jüngling war er auf die Einladung eines kinderlosen Oheims nach Amerika ausgewandert, um drei Jahrzehnte später eines Tages als der reiche Rentier Eversbach mit einem reizenden Töchterchen wieder in seiner Vaterstadt zu erscheinen. Er hatte sich in einer hübschen Villa seßhaft gemacht, war als ein welterfahrener Mann sehr bald mit verschiedenen städtischen Ehrenämtern betraut worden und lebte in angenehmem geselligen Verkehr mit den besten Familien.

Wenn er sich trotz dieser erfreulichen äußeren Verhältnisse heute in so ausnehmend schlechter Laune befand, so mußten dafür notwendig ganz besondere Gründe vorliegen. Und das eigentümliche Zucken seines Antlitzes, als ihm das Stubenmädchen jetzt den Besuch eines Herrn Georg Richter meldete, ließ vermuten, daß zwischen diesen Gründen und der Person des Angemeldeten irgend eine enge Beziehung vorhanden sei. Mit geradezu vernichtendem Blick maß er den Eintretenden, einen stattlichen, feierlich gekleideten jungen Mann, von Kopf bis zu den Füßen, und mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes nur erwiderte er seine artige Verbeugung.

„Mein verehrter Herr Eversbach, ich bin gekommen —"

Aber eine gebieterische Handbewegung schnitt dem Redenden die Vollendung des Satzes ab.

„Meine Tochter hat mich bereits von allem unterrichtet. Sie erweisen mir die Ehre, mein Schwiegersohn werden zu wollen, nicht wahr?"

„Gestatten Sie mir, Ihnen vor allem zu erklären —"

„Was ist da viel zu erklären? Wenn meine Vermutung zutrifft, können wir uns alle überflüssigen Redensarten ersparen. Ich muß zu meinem Bedauern auf die schmeichelhafte Familienverbindung verzichten und Ihnen sagen, daß Sie sich leider ganz umsonst bemüht haben, mein werter Herr Richter — oder wie Sie sonst heißen mögen."

„Melbitz, wenn Sie gestatten, Georg Melbitz, Leutnant außer Dienst und Polizeikommissar. Ich nahm an, daß Fräulein Melitta Ihnen auch davon bereits Mitteilung gemacht haben würde."

„Möglich, daß sie es gethan hat. Aber ich muß gestehen, daß es mich nicht besonders interessiert."



Ein toller Tag des Kaisers Wenzel. Nach einem Gemälde von F. Röber. (S. 116)

„Es ist also im Ernst Ihre Absicht, die Bewerbung eines ehrenhaften Mannes ohne weiteres und ohne Angabe von Gründen zurückzuweisen?“

„O, die Gründe können Sie schon erfahren. Erstens nimmt es mich gegen Sie ein, daß Sie hinter meinem Rücken mit dem Mädel angebandelt haben.“

„Ich gebe zu, daß es nicht ganz korrekt war. Aber in Anbetracht der Thatsache, daß Sie doch auch einmal jung gewesen sind, Herr Eversbach, und mit Rücksicht auf die besonderen Umstände, die mir aus dienstlichen Gründen eine frühere Aufklärung verboten, hoffe ich —“

„Hoffen Sie nichts, mein Herr! Wären Sie wirklich der Buchhalter Georg Richter mit achthundert Thalern Jahresgehalt gewesen, als der Sie sich in die hiesige Gesellschaft und in mein Haus eingeführt haben — wer weiß, ob ich nicht hätte mit mir reden lassen. Denn ich bin reich genug, um mir im Notfall auch den Luxus eines mittellosen Schwiegersohnes gestatten zu können. Aber ein Polizeibeamter und noch dazu einer, der solche Schauspielerstückchen aufführt — nein!“

„Erlauben Sie: was Sie ein Schauspielerstückchen nennen, war einfach eine Erfüllung meiner dienstlichen Obliegenheiten, die Ausführung eines ganz bestimmten Auftrages.“

„Jawohl, ich weiß, Sie sollten den Urheber der geheimnisvollen Bankdiebstähle entdecken, nach dem man hier seit Monaten vergebens forschte. Und wie ich höre, ist es Ihnen ja auch gelungen.“

„Zu meiner Freude darf ich das bestätigen. Seit Monaten hatte der Verdacht auf einem Unschuldigen, einem rechtschaffenen Familienvater, geruht. Einzig durch meine beharrlich festgehaltene Maske ist es mir möglich geworden, den Schuldigen zu ermitteln und einen ehrlichen Mann vor dem drohenden Verderben zu bewahren.“

„Alles ganz gut und schön. Aber die Thatsache bleibt doch bestehen, daß Sie fünf Wochen lang hier eine Komödie gespielt haben, und das ist nichts für mich. Ich bin eine ehrliche, gerade Natur, und mein Wahlspruch heißt: die Wahrheit über alles! Wenn Sie als Kriminalkommissar anders denken, so mag das ja zu Ihren Berufspflichten gehören; zu meinem Schwiegersohn aber macht es Sie ein für allemal ungeeignet.“

„Und das Glück Ihrer Tochter? Sie bedenken sich nicht, es einer eigensinnigen Laune zu opfern?“

„Die Verantwortung dafür nehme ich auf mich. Solange ich es hindern kann, wird mein Kind niemals einem Manne ausgeantwortet werden, der so gefährliche Uebung besitzt, andere zu hintergehen.“

Der Polizeikommissar nahm seinen Hut. „Nun, wir sprechen uns wieder, Herr Eversbach! Ich gebe Melitta nicht auf, und ich weiß, daß auch sie mir die Treue halten wird. Deshalb sage ich Ihnen nicht lebewohl, sondern auf Wiedersehen!“

Er wandte sich zum Gehen, während Eversbach, der zuletzt kirschrot im Gesicht geworden war, als Erwiderung auf den freundlichen Abschiedsgruß nur den giftigsten seiner Blicke hatte. Draußen im Vorzimmer aber flog das anmutige Haustöchterchen weinend auf Georg Melbitz zu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Ich habe alles gehört,“ schluchzte sie, „und ich wußte ja auch schon vorher, wie es kommen würde. Aber ich lasse dich nicht, ich bleibe dir treu, und wenn ich darüber auch eine alte Jungfer werden müßte.“

Zu weiteren Erörterungen war ihnen keine Zeit mehr gegeben; denn der wuchtige Tritt des Herrn Eversbach näherte sich der Thür des Vorzimmers so bedenklich, daß das junge Mädchen den geliebten Mann nach einem letzten innigen Kuß fast gewaltsam zum Fortgehen drängte.

2.

Ein paar recht unbehagliche Wochen waren es, die für Robert Eversbach auf diese abgewiesene Werbung folgten. Melitta nahm sich die erste bittere Enttäuschung ihres jungen Lebens gar sehr zu Herzen. Ihre frühere Munterkeit war ganz dahin, und ihre schönen Augen zeigten oft die Spuren heimlich vergossener Thränen. Mit Freude begrüßte deshalb der Rentier die erste Gelegenheit, sich der häuslichen Trübsal wenigstens auf ein paar Tage zu entziehen.

Ein Brief mit dem Poststempel Heidelberg und mit der Unterschrift „in alter treuer Freundschaft Ihre Bessy Crabbe“ stellte diese Gelegenheit dar. Sein Eintreffen hatte Robert Eversbach eine gewaltige Ueberraschung bereitet, denn Bessy Crabbe war ihm dereinst nichts weniger als gleichgültig gewesen. Mit vierundzwanzig Jahren, als sie noch die unvermählte Tochter des Wichsefabrikanten Wehmeier in Chicago gewesen war, hatte er sie angebetet. Sie aber hatte es damals vorgezogen, ihr Herz einem reicheren Bewerber zu schenken, und war mit dem Tage ihrer Hochzeit aus Roberts Gesichtskreis verschwunden. Nun aber, nach siebenundzwanzig Jahren, schrieb sie an ihn, um ihm eine Zusammenkunft in Berlin vorzuschlagen. Sie hatte vor zwanzig Monaten ihren Gemahl durch den Tod verloren, und während sie nun auf einer Erholungsreise durch die schönsten Gegenden Europas ihren Kummer zu vergessen suchte, war ihr plötzlich die unbezwingliche Sehnsucht gekommen, den gleichfalls verwitweten Jugendfreund wiederzusehen. Einem Zufall verdankte sie die Kenntnis seines jetzigen Aufenthalts, und mit dem Freimut der Amerikanerin hatte sie nicht gesäumt, ihn von ihrem Herzenswunsche zu unterrichten.

Robert Eversbach antwortete mit wendender Post, daß er pünktlich zur Stelle sein werde, und er hielt Wort. Froher Erwartungen und seliger Hoffnungen voll traf er in der Reichshauptstadt ein. Aber schon vierundzwanzig Stunden später hatten diese Hoffnungen eine sehr beträchtliche Herabminderung erfahren. Denn die erste Wiederbegegnung mit dem Ideal seiner Jugendträume war eine gewaltige Enttäuschung gewesen. Von der schlanken, ätherischen Elisabeth Wehmeier hatte er in der dicken, asthmatischen Matrone mit dem dreifachen Kinn und den falschen Zähnen nichts mehr gefunden, und er hatte seine ganze Ritterlichkeit aufbieten müssen, um sie nichts von dem wehmütigen Eindruck merken zu lassen, den diese hoffnungslose Verfettung ihrer einstigen Anmut auf ihn machte. Schon am Abend des ersten Tages, den er in Bessys Gesellschaft zugebracht, erklärte er, daß seine Muße leider sehr knapp bemessen sei und daß er sich zu seinem Bedauern sogleich wieder auf unbestimmte Zeit verabschieden müsse. Die dicke Dame bemühte sich nicht, ihren Mißmut über diese rasche Fahnenflucht zu verbergen, und man trennte sich in einer Verstimmung, die das Grab aller verschwiegenen Hoffnungen und Illusionen bedeutete.

Robert Eversbach aber dachte noch gar nicht daran, die Heimreise anzutreten. Für einige Tage wenigstens wollte er sich noch der Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens erfreuen, und an der Hand eines sorgfältig ausgearbeiteten Programms machte er damit am nächsten Morgen den Beginn, indem er sich nach dem Kunstausstellungsgebäude in Moabit begab. Während er noch durch allerlei verzweifelte Verrenkungen des Halses den richtigen Augenpunkt für die Betrachtung der Kuppelgemälde in der Eingangshalle zu finden suchte, hatte er das Unglück, so heftig mit einem elegant gekleideten Herrn zusammenzuprallen, daß diesem der goldene Zwicker von der Nase fiel.

„Zum Henker, Herr, so nehmen Sie sich doch in acht!“ rief ihm der empfindlich Getroffene zu, und ganz beschämt setzte Eversbach unter wiederholten Entschuldigungen seine Wanderung fort.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ wandte sich plötzlich ein schmächtiger junger Mann mit sehr einnehmenden Gesichtszügen an den Rentier. „Es muß Sie draußen im Garten jemand mit der Zigarre gestreift haben. Ihr schöner Ueberrock ist ganz mit Asche beschmutzt.“

Und auf eine wahrhaft menschenfreundliche Art bemühte sich der liebenswürdige Jüngling, die verunreinigte Stelle, die Eversbach selbst nicht sehen konnte, mit seinem Taschentuche zu säubern. Es war etwas so Gewinnendes in seinem Benehmen, daß sich die Anknüpfung einer weiteren Unterhaltung fast von selbst ergab, und daß sie wohl eine Viertelstunde lang miteinander plauderten, bis sich der junge Mann plötzlich auf eine seltsam hastige Weise empfahl. Eine halbe Minute später stand, wie aus der Erde gewachsen, der Polizeikommissar Melbitz vor dem aufs höchste verblüfften Rentier.

„Bitte, überzeugen Sie sich doch sofort, ob Ihnen nicht irgend etwas gestohlen worden ist,“ sagte er statt des Grußes rasch und dringend. „Der Herr, mit dem Sie sich eben so freundschaftlich unterhielten, ist einer der gefährlichsten Taschendiebe.“

Bestürzt tastete Eversbach nach jenen Körperstellen, wo er seine Kostbarkeiten wußte, doch schon nach wenigen Sekunden verzog er die Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

„Wenn Sie keinen besseren Kniff ersinnen können, um mich von der Nützlichkeit Ihres Berufes zu überzeugen, sollten Sie Ihren Geist lieber gar nicht erst anstrengen, Herr Melbitz,“ erwiderte er geringschätzig. „Dieser liebenswürdige junge Mann war so wenig ein Taschendieb, als ich einer bin. Hier ist meine Uhr, hier mein Portemonnaie und hier mein Notizbuch mit neun Hundertmarkscheinen. Ein Mann, der länger als dreißig Jahre in Amerika gewesen ist, läßt sich nicht bestehlen, aber er geht auch einem Polizeikommissar nicht so leicht auf den Leim.“

Gleichmütig zuckte Melbitz die Achseln. „Um so besser für Sie, wenn Sie nicht bestohlen wurden. Gestatten Sie mir vielleicht, mich nach Fräulein Melittas Befinden zu erkundigen?“

„Dank für die gütige Nachfrage. Sie befindet sich ausgezeichnet und ist niemals vergnügter gewesen als jetzt.“

„Da Sie nach Ihrer eigenen Versicherung stets die Wahrheit sagen, muß ich es wohl glauben. Und es ist mir ein sehr erfreulicher Beweis, daß Melitta ebenso zuversichtlich auf unsere baldige Vereinigung hofft wie ich. Richten Sie ihr also, bitte, meine innigsten Grüße aus, und sagen Sie ihr —“

Weiter jedoch ließ ihn Robert Eversbach nicht kommen. Zwar unterdrückte er noch zur rechten Zeit die sehr unparlamentarische Entgegnung, die ihm bereits auf der Zunge gelegen hatte; aber er kehrte dem Beamten mit einem desto ausdrucksvolleren „Adieu, Herr Melbitz!“ seinen breiten Rücken zu und stapfte mit wütender Miene davon.

Das Vergnügen an seinem Berliner Aufenthalt aber war ihm durch diese Begegnung mit einemmal verleidet, und da überdies inzwischen ein abscheuliches Regenwetter eingetreten war, dampfte er schon mit dem Nachmittagszuge seiner Heimat wieder zu. Eine

angenehme kleine Ueberraschung aber war ihm während dieser Heimfahrt beschieden. Denn als er in seinem Ueberrock nach der Zigarrentasche suchte, entdeckte er in der äußeren Seitentasche einen Gegenstand, von dessen Besitz er bis dahin nichts geahnt. Es war eine funkelnagelneue, anscheinend sehr kostbare Brieftasche aus feinstem Saffianleder, auf der oberen Seite geschmückt mit einem silbernen Monogramm, das in kunstvoller Verschlingung die Buchstaben B. E. erkennen ließ, und auf einer der seidenen Innenflächen mit einem kunstvoll gestickten Vergißmeinnichtsträußchen geziert.

Anfänglich zwar drehte Eversbach den hübschen Fund ziemlich ratlos in den Händen; dann aber begann es ihm plötzlich zu tagen. Keine andere als Bessy Crabbe war die Spenderin, und ein übergroßes Zartgefühl nur hatte sie abgehalten, ihm das reizende Erinnerungszeichen offen zu übergeben. Auch der Buchstabe B. in dem Monogramm erklärte sich auf solche Art leicht genug. War er doch in den Tagen seiner Schwärmerei für Elisabeth Wehmeier ihr wie allen seinen Freunden nur der lustige „Bob" gewesen, und sicherlich nicht ohne Bedacht hatte sie jetzt den Anfangsbuchstaben dieses seines einstigen Kosenamens für ihre sinnige Aufmerksamkeit gewählt. Das Geschenk machte ihm Freude, und er faßte den Entschluß, es durch einen recht liebenswürdigen Dankesbrief und durch eine passende Gegengabe zu erwidern. Doch war er bei all seiner Rührung vorsichtig genug, sich dafür einen Termin zu setzen, der ihm erlaubte, Brief und Geschenk nach Amerika zu adressieren. Die Gefahr eines nochmaligen Wiedersehens mit Bessy wollte er denn doch um dieser Brieftasche willen nicht leichtsinnig heraufbeschwören.

3.

Der Winter verging, und der Frühling kam, ohne daß sich die Aussichten für die beiden Liebenden irgendwie gebessert hätten. Da begab es sich in den ersten Tagen des wunderschönen Monats Mai, daß im Haushalt allerlei wichtige Dinge fehlten, die man nach Eversbachs Ansicht gut und preiswürdig nur in Berlin kaufen konnte. Wieder wurde also der Handkoffer gepackt. Aber infolge irgend eines unvorhergesehenen Zwischenfalles kam der Rentier erst in dem Augenblick auf dem Bahnsteig an, wo just das Abfahrtszeichen für den Schnellzug gegeben wurde. Der Schaffner schob ihn etwas gewaltsam in den Wagen, und so geschah es, daß er den einzigen Passagier, der sich bereits in dem Abteil befand, etwas unsanft auf den Fuß trat.

„Zum Henker, Herr, nehmen Sie sich doch in acht!" knurrte es ihm ärgerlich entgegen. Und dabei war es dem Rentier, als ob er diese Stimme schon einmal gehört, als ob er dies schwarzbärtige Gesicht mit dem goldenen Zwicker auf der Nase schon einmal gesehen haben müßte. Aber er konnte sich durchaus nicht erinnern, wo es der Fall gewesen war, und da sich nach dieser Einleitung ein genußreiches Gespräch mit dem Reisegefährten kaum erhoffen ließ, lehnte sich Eversbach in seine Fensterecke zurück und zog die Brieftasche, Bessy Crabbes teures Geschenk, hervor, um als ein bedachtsamer Mann noch einmal die Liste der Besorgungen durchzugehen, die er in Berlin auszuführen hatte. Da fühlte er eine Berührung an seinem Arm.

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber diese Brieftasche da — wie sind Sie zu ihr gekommen?"

Erstaunt blickte Eversbach auf. „Eine merkwürdige Frage! Sie ist das Geschenk einer Dame, wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen."

„Ah, in der That? Und ein Geschenk, das von Anfang an auch für Sie bestimmt war?"

„Natürlich, für wen denn sonst? Ich erhielt sie als Freundschaftsangebinde aus ihren eigenen Händen."

Der andere machte ein verdutztes Gesicht und zog sich zurück. „Ah, das ist etwas anderes! Ich glaubte, daß Sie die Tasche vielleicht irgendwo gekauft hätten. Aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Bitte um Verzeihung."

Eversbach steckte die Brieftasche wieder ein, und während der nächsten Stunde wurde zwischen den beiden Reisegefährten nichts weiter gesprochen. Dann fuhr der Zug in eine Station ein, wo es zehn Minuten Aufenthalt gab. Der Schwarzbärtige hatte es sehr eilig, aus dem Wagen zu kommen, und verschwand im Laufschritt nach der Richtung hin, wo das Telegraphenamt lag. Im letzten Augenblick erst kehrte er zurück, drückte sich schweigend in seine Ecke und entfaltete eine ungeheure Zeitung, hinter der sein Gesicht für den ganzen Rest der Fahrt verborgen blieb.

Noch waren die Räder auf dem Berliner Bahnsteig nicht zum Stillstand gekommen, als der Unbekannte die Wagenthür öffnete und mit lauter Stimme rief: „Bitte hierher, Herr Vorsteher! Mein Name ist Bünau, und ich bin der Absender der Depesche, in welcher ich um die Verhaftung eines Diebes ersuchte. Hier ist er."

Ein Kopf mit einer roten Mütze erschien in der offenen Thür und hinter ihr ein anderer mit ernst blickendem Gesicht.

„Wollen Sie die Güte haben, auszusteigen, mein Herr," sagte der Vorsteher zu Eversbach. „Man wünscht, daß Ihre Personalien polizeilich festgestellt werden, und ich ersuche Sie, sich diesem Verlangen möglichst unauffällig zu fügen."

Fassungslos starrte ihn Eversbach an. „Was? — Ich? Personalien feststellen? — Ja, wer ist denn dieser unverschämte Kerl, der das verlangt?"

„Das werden Sie schon erfahren," erwiderte der Schwarzbärtige, und indem er sich gegen den Polizisten wandte, fügte er hinzu: „Achten Sie nur, bitte, darauf, daß er nicht unterwegs eine Brieftasche fortwirft, denn es ist dieselbe, die er mir im September vorigen Jahres gestohlen hat."

Eversbach war bis über die Stirn hinauf dunkelrot wie ein gesottener Hummer.

„Der Mensch ist verrückt!" schrie er. „Er gehört ins Irrenhaus — auf der Stelle ins Irrenhaus!"

Ohne die Entrüstung des Rentiers zu beachten, forderte der Polizeibeamte beide Herren mit höflicher Bestimmtheit auf, ihm zu folgen, und wutschnaubend mußte sich Eversbach dazu bequemen. In einer Droschke legten sie alle drei den Weg nach dem Alexanderplatz zurück, und nach mehr als halbstündigem Warten wurde er zugleich mit seinem Ankläger in einen Raum geführt, wo ein graubärtiger Herr und ein Schreiber an einer grünüberzogenen Tafel saßen.

„Nun, was haben wir denn da?" fragte der erstere. „Sie sind der Fabrikant Eduard Bünau aus Wien?"

„Jawohl — hier meine Legitimation."

„Schön! — Und Sie?"

„Ich bin der Rentier und Hausbesitzer Robert Eversbach aus F."

„Ihre Ausweise?"

„Ich schleppe mein Familienarchiv nicht mit mir herum. Ein ehrlicher Mann hat das nicht nötig."

„Nun, wir werden über Ihre Persönlichkeit schon ins reine kommen. Was haben Sie also gegen diesen Herrn vorzubringen, Herr Bünau?"

„Ich beschuldige ihn, mir im September vorigen Jahres hier in Berlin eine Brieftasche mit sechstausend Gulden in Banknoten gestohlen zu haben."

„Worauf gründet sich denn Ihre Behauptung?"

„Vor allem darauf, daß ich die gestohlene Brieftasche heute in den Händen dieses Menschen gesehen habe."

Mit einer ungestümen Bewegung riß Eversbach den bezeichneten Gegenstand aus der Tasche.

„Da hört doch wahrhaftig alles auf," rief er. „Hier, das ist die Brieftasche, von der er redet. Ich empfing sie als Geschenk von einer mir befreundeten Dame."

„So? — Na, geben Sie doch mal her! Können Sie mir ein besonderes Kennzeichen angeben, Herr Bünau?"

„Gewiß. Zunächst ein silbernes Monogramm mit den Anfangsbuchstaben meines Namens: E. B."

„Haha!" lachte der Rentier höhnisch auf. „Vorbeigeschossen, mein Lieber! Die Buchstaben heißen B. E. — das ist: Bob Eversbach, wie man mich in Amerika nannte."

„Ein merkwürdiges Zusammentreffen, in der That. Wie heißt denn die Person, von der Sie die Tasche als Geschenk erhielten?"

„Bessy Crabbe."

„Und wo wohnt sie?"

„In Indianapolis in Indiana, Vereinigte Staaten von Nordamerika."

„Alle Wetter, das ist ein bißchen weit. — Wissen Sie sonst noch ein Kennzeichen, Herr Bünau?"

„Ja. Auf das innere Seidenfutter der Verschlußklappe schrieb ich mit unzerstörbarer Tinte in stenographischen Schriftzeichen meinen Namen. Ich glaube nicht, daß es dem Spitzbuben gelungen ist, diese Eintragung zu entfernen."

Der Inspektor prüfte aufmerksam die bezeichnete Stelle, dann hielt er sie dem Schreiber entgegen.

„Können Sie das lesen, Mertelmann?"

„Es heißt: Eduard Bünau."

„Na, hören Sie, Herr Rentier und Hausbesitzer, die Sache mit der Dame aus Indianapolis scheint mir denn doch nicht ganz geheuer. Wie kommt denn der Name des Herrn Bünau da hinein?"

„Ich weiß in der That nicht," stammelte Eversbach, der plötzlich seine Kniee wanken fühlte. „Hier muß ein tückischer Zufall obwalten. Ich fand das Ding in einer Tasche meines Ueberziehers und konnte den Umständen nach nur annehmen, daß es ein Geschenk von Bessy Crabbe sei."

„Ah, das klingt schon ganz anders. Und die sechstausend Gulden? Hielten Sie die auch für ein Angebinde Ihrer Freundin?"

„Es war nichts darin — ich schwöre es! Nicht ein Papierschnitzel war darin."

„Wann wurde Ihnen die Tasche gestohlen, Herr Bünau?"

„Am 14. September vorigen Jahres in der Kunstausstellung zu Moabit."

Gewiß war es einer der unglücklichsten Einfälle seines Lebens, daß Eversbach in diesem Augenblick sagte: „Ich bin niemals in der Kunstausstellung gewesen — niemals!" Denn mit eisiger Kälte erwiderte sein Ankläger:

„Das ist eine dreiste Lüge. Schon auf der Fahrt erkannte ich in dem Manne da ein Subjekt, das mich damals auf der Ausstellung ohne jede wahrnehmbare Ursache anrannte. Vermutlich ist dies sein gewöhnliches Manöver bei der Ausübung seines Gewerbes."

Nun wußte Robert Eversbach freilich mit einemmal, woher ihm das Gesicht des Schwarz-

bärtigen und seine Stimme vorhin so bekannt vorgekommen waren. Aber er wollte sich um keinen Preis nochmals auf einer Unwahrheit ertappen lassen und schrie beinahe überlaut: „Der Herr irrt sich. Ich bin nie in meinem Leben in der Kunstausstellung gewesen.“ — —

Eine halbe Stunde später saß der unglückliche Rentier als Polizeigefangener in sicherem Gewahrsam und zermarterte vergeblich sein Gehirn, um einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage zu finden. Wohl war ihm der Gedanke gekommen, sich auf den Polizeikommissar Melbitz zu berufen und sich von ihm rekognoszieren zu lassen. Aber er hatte ihn rasch wieder verworfen, denn der abgewiesene Bewerber hätte ja bestätigen müssen, daß er wirklich an jenem unglückseligen Tage in der Ausstellung gewesen war, und er würde gewiß mit Freuden den Anlaß wahrgenommen haben, sich an dem grausamen Vater Melittas zu rächen. Sicherlich waren es die schrecklichsten Stunden seines Lebens, die er in dieser qualvollen Ungewißheit verbrachte, und er zitterte am ganzen Leibe, als er am späten Nachmittag wiederum in das Amtszimmer des Polizeiinspektors beschieden wurde. Diesmal aber reichte ihm der alte Herr zu seinem maßlosen Erstaunen freundlich die Hand.

„Ich darf Ihnen die angenehme Mitteilung machen, daß Sie frei sind. Einzig den Bemühungen, der Sachkenntnis und dem außerordentlichen Scharfsinn des Herrn Polizeikommissars Melbitz haben Sie es zu danken, daß die verwickelte Angelegenheit so überraschend schnell zu Ihren Gunsten aufgeklärt worden ist. Ohne den Beistand dieses Herrn hätten Sie vielleicht Wochen oder Monate in der Untersuchungshaft zubringen müssen.“

Und nun erklärte er ihm den Zusammenhang, wie er durch Melbitz festgestellt worden war. Der Kommissar hatte sich an jenem Tage in der Ausstellung befunden, um auf verschiedene internationale Taschendiebe zu fahnden, deren Eintreffen der Berliner Polizei gemeldet worden war. Dabei hatte er wahrgenommen, daß ein bekannter Spitzbube, der Pole Mankiewicz, sich auffällig an Eversbach herangedrängt und ein paar Minuten lang mit ihm geplaudert hatte. Und als er nun heute auf dem dienstlichen Wege von dem Mißgeschick des Rentiers erfuhr, war es ihm sofort klar geworden, daß jener Gauner die gestohlene Brieftasche Bünaus, nachdem er sie zuvor ihres Inhalts beraubt, in den Ueberrock Eversbachs gesteckt hatte, um sich ihrer auf gute Art zu entledigen. Ein glückliches Ungefähr hatte es gefügt, daß jener Mankiewicz sich gegenwärtig gerade in Untersuchungshaft befand und sich auch bereit finden ließ, die Vermutung des Kommissars als richtig zu bestätigen. Damit war dann trotz der Widersprüche, in die Eversbach sich ungeschickterweise verwickelt hatte, die Schuldlosigkeit des bedauernswerten Rentiers erwiesen, und es lag keine Veranlassung vor, ihn länger in Haft zu behalten.

Tiefbewegt verlangte er zu seinem Retter geführt zu werden, und die nächste Folge der längeren Aussprache, die alsbald zwischen den beiden Herren stattfand, war, daß der Kommissar Melbitz einen zweitägigen Urlaub erhielt, um in Robert Eversbachs Begleitung nach F. zu fahren und dort seine Verlobung mit der überglücklichen Melitta zu feiern.

Für einen Fanatiker der Wahrheit aber hat sich Herr Robert Eversbach seither nie wieder ausgegeben.



Humoristisches.

Zu neugierig.

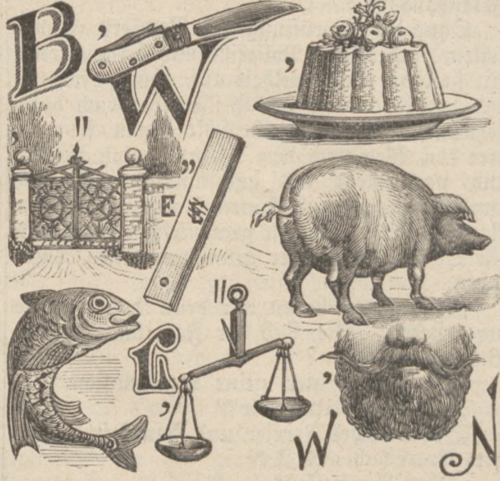
Lina (zu ihrer Freundin, die eben einen Liebesbrief erhalten hat): Was ist denn dein Zukünftiger?

Ella: Das weiß ich noch nicht — mein jetziger ist Postassistent.

Gemütlich.

Dorfbader (nachdem er einem Fremden einen Zahn ausgezogen hat): So, jetzt wollen wir mal sehen, ob wir auch den richtigen gefaßt haben!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Zahlen-Rätsels „Palmkätzchen“ in Nr. 14: Bezeichnet man die punktierten Querlinien von oben nach unten mit den Zahlen 1 bis 11, so bedeuten die Zahlen im Bande, daß zum Beispiel Nr. 1 der Buchstabe beim Palmkätzchen in der ersten Querlinie, somit F, ist, und so fort. Geht man mit der Umwandlung der Zahlen von links nach rechts des Bandes vor, so ergeben sich die zwei Worte: Froehliche Ostern!

Tier-Rätsel.

Die nachstehenden zehn Vogelnamen HAUBENLERCHE, RABE, SPECHT, UHU, ROTKEHLCHEN, SINGDROSSEL, PAPAGEI, GOLDAMMER, STIEGLITZ, HÄNFLING sind derart untereinander zu stellen und so lange seitlich zu verschieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe einen weiteren Vogel nennt. Wie heißt derselbe?

Auflösung folgt in Nr. 16.

Logogriph.

Herr Müller, der brillant gestellt,
Gilt überall als Mann von Welt.
Was sich auf Speis' und Trank erstreckt,
Das ist in seinem Haus perfekt.
Höchst stolz ist er aufs Rätselwort;
Köstliches birgt's als sichrer Hort.
Wenn zwei der Laute sind ersetzt,
Kommt der, der das gebührend schätzt.

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösungen von Nr. 14:

des Homonyms: Anlage;
der viersilbigen Charade: Nagelprobe.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.